

Zelbstmord

Das der angebliche Spion Anton Kuepferle im Gefängnis in London begangen.

Wollte nicht den Tod eines Spions am Galgen sterben.

London, 20. Mai. — Anton Kuepferle, der behauptet hatte, amerikanischer Bürger zu sein, als sein Prozess unter der Anklage dem Feind militärische Geheimnisse schriftlich überliefert zu haben begann, hat in der Nacht vom Mittwoch zum Donnerstag im Gefängnis Selbstmord begangen.

Als der Gerichtshof am Donnerstag Vormittag wieder in Sitzung trat, teilte der Generalanwalt Sir John A. Simon den Richtern das Ableben des Angeklagten mit.

„Seit der Verhaftung des Angeklagten am gestrigen Abend“, sagte der Generalanwalt, „hat dieser Mann Kuepferle im Gefängnis in Brighton Selbstmord begangen. Er befand sich unter ganz besonderer strenger Bewachung, aber es gelang ihm doch während eines kurzen Zeitraums, während dessen er nicht bewacht wurde, seinem Leben ein Ende zu machen.“

Der Gefängnisdirektor Cool, der vom Gericht vernommen wurde, sagte aus, daß im Laufe der Nacht der Kuepferle übernahm die Wächter, ein gewisses Verhör zu ihm kam und ihm meldete, daß er den Gefangenen in der Zelle nicht sehen könne. Cool begab sich sofort nach der Zelle und schloß diese ab, worauf er Kuepferle an einem Ventilator hinter der Thür hängend fand. Der Gefangene hatte sich an einem seidenen Halsstuch aufhängt. Oben in der Leiche noch warm war, erwießen sich Wiederbelebungsbemühungen als vergeblich. Der Gefängnisdirektor unterbreitete dem Gericht eine Tafel, auf welcher der Gefangene das folgende niedergeschrieben hatte:

„Was es angeht mag. Ich heiße Kuepferle und bin aus Kattahat gebürtig. Ich bin Soldat, will jedoch meinen militärischen Rang nicht verraten. Ich muß zugeben, daß ich in dem Vereinigten Königreich einen gerechten Prozess gehabt habe, aber ich kann die Aufregung nicht mehr länger ertragen und nehme daher das Gesetz in meine Hand. Ich habe in mancher Schlacht gekämpft und der Tod ist die einzige Rettung für mich. Ich würde den Tod durch Pulver und Blei vorziehen, aber ich will nicht den Galgen bestiegen (hier zeichnete Kuepferle ein Kreuzfahrerkreuz auf) und ich hoffe, daß der Allmächtige Baumeister dieses Weltalls mich in die unbetonten Gefilde leiten wird. Ich werde nicht als Spion, sondern als Soldat, ich habe mein Schicksal wie ein Mann ertragen, aber ich kann nicht länger noch mein Leben werden. Ich erlaube Sie höchstenfalls meinen Onkel Ambrose Droll in Kattahat von meinem Tode in Kenntnis zu setzen. Ich wünsche, daß mein geliebter Nachlass an ihn geht. Was ich hat, ist für mein Vaterland. Ich danke und möge Sie alle der Herr segnen. Ihr Anton Kuepferle. Auf der anderen Seite der Tafel stand: Ich wurde am 11. Juni 1883 geboren.“

Kuepferle hatte, als er prozessiert werden sollte, alle erdenklichen Bemühungen gemacht, um vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, da er dann im Falle seiner Verurteilung erschossen werden würde, während das Todesurteil des Zivilgerichts Tod durch den Galgen bedeutet haben würde. Wie es heißt hat Kuepferle nach seinem Verhör am Mittwoch unter Ausschluß der Öffentlichkeit zu der Überzeugung, daß seine Sache verloren war und er beschloß daher der gerichtlichen Entscheidung vorzugreifen und Selbstmord zu begehen.

Generalanwalt Sir John A. Simon bemerkte im Gericht, daß in drei Briefen Kuepferle's, die in der Sitzung am Mittwoch vorgelegt worden waren, Information enthalten war, die ohne Frage für die Feinde Englands von großem Wert gewesen wäre.

Kurz vor der Verhaftung des Angeklagten durch den Obersten Lord Reading seiner Ermattung darüber ausgedrückt, daß es so schnell gelingen sei der Briefe habhaft zu werden und den Schreiber zu ermitteln. „Es liegt klar auf der Hand“, sagte der Oberste, „daß der Angeklagte an der Front gewesen war und ich wieder auf das Schlachtfeld zurückkehren.“

Deutsche Dampfer in Genoa dem Feinde verfallen.

Paris, 20. Mai. Eine Depesche aus Genoa sagt, daß ein Dutzend deutscher und österreichischer Dampfer, die als Hilfskreuzer klassifiziert und armiert sind, im Begriff seien, den Hafen zu verlassen. Anderen Gerüchten zufolge sollen diese Dampfer im Hafen zerstört und verbrannt worden sein.

Rum soll auch die Schweiz aufgebracht werden.

Berlin, 20. Mai. Der Funkentelegraph nach London. Die Kölnische Zeitung erklärt eine von amerikanischen Zeitungen gebrachte Behauptung, daß Deutschland im Falle es zu einem Krieg mit Italien kommen sollte, Truppen durch die Schweiz zu schicken beabsichtigt, für ungenau.

Das Feld der Schweiz ist ein ganz anderes als das von Belgien“, sagt

die Zeitung. „Die belgische Neutralität wurde in einer sehr unbestimmten Weise durch einseitige Arrangements geschaffen, während die Schweiz ihre Neutralität allen Ländern gegenüber behauptet hat. Der Schweiz sind Deutschlands seine Ideen und seine Politik zu gut bekannt, als daß sie den amerikanischen und französischen Vorgesetzten irgend welchen Glauben schenken können.“

Rumänien wird anscheinend neutral bleiben.

Berlin, über London, 20. Mai. Die eingetroffenen Nachrichten zufolge, wird Rumänien wahrscheinlich neutral bleiben, im Falle Italien Krieg erklärt sollte. Derselbe Ruf, die mit Bezug auf die italienische Situation in Wien herrscht, ist auch in Deutschland bemerkbar, ganz besonders in Berlin. Es herrscht nicht die geringste Aufregung angesichts einer Situation, die zwar eine unangenehme ist, die aber nicht vermeiden werden kann.

Die Russen geben zu in Galizien wieder zurückgedrängt zu werden.

Sie sagen aber nichts über ihre Niederlage am Niemen.

St. Petersburg, 20. Mai. — Die folgende offizielle Bekanntmachung ist am Abend vom Kriegsministerium erlassen worden:

„Am 18. Mai hat die Schlacht, die am linken Ufer der Weichsel, südlich von der Wilka, und auch an der ganzen galizischen Front im Gange ist, an Festigkeit zugenommen.“

„An dieser Front sind neue deutsche Truppenabteilungen bemerkt worden, die zum ersten Mal dort gesehen worden sind.“

„Am linken Ufer der Weichsel, nördlich von Jlja, Opalio und Kopjowka, und am Zusammenfluß des Saan mit der Weichsel haben unsere Truppen den Feind erfolgreich zurückgedrängt.“

„Die starken feindlichen Truppenabteilungen, denen es gelungen war, den Saan zu überschreiten, breiten sich über Jaroslaw, Radawa und Siemiatowa aus.“

„In der Gegend zwischen Przemysl und Jaroslaw haben wir den Feind etwas an beiden Ufern des Saan bedrängt. Feindliche Flieger haben Bomben in die Festung Przemysl gemorfen.“

„Südlich von Przemysl sind die Angriffe des Feindes ganz besonders heftig in der Gegend von Lupkow, dem Zwaghi Fluß und bei Strowitz, wo es dem Feind gelungen ist, mit großen Opfern einige unserer Positionen zu nehmen.“

„An der Front von Drohobycz, Sten und Dobina haben wir heftige Angriffe des Feindes zurückgeschlagen.“

„Westlich von Kolomea fanden an beiden Ufern des Pruth Gefechte statt, die zu unseren Gunsten waren.“

„In der Gegend von Schawle, in Kurland, sohen unsere Truppen fort, den Feind an einer langen Front zurückdrängen. Der Feind leistet bei dem Dorfe Kurdang sehr heftigen Widerstand. Die Kämpfe sind dort noch im Gange.“

Albert Moreau verunglückt.

Paris, 21. Mai. Albert Moreau, einer der prominentesten französischen Admirale, ist bei Palau mit seinem Aeroplan abgestürzt und ums Leben gekommen. Moreau war der Erfinder einer Sicherheitsvorrichtung zur Verhinderung des Umschlagens von Aeroplan.

Oesterreichischer Dampfer in Venedig zurückgehalten.

Venedig, 20. Mai. Der österreichische Dampfer „Kofulisch“ verfuhrte in der letzten Nacht aus dem Hafen zu entkommen, wurde aber von einem italienischen Torpedoboot entdeckt, das ihm drohte, ihn versenken zu wollen, wenn er nicht umkehrt. Der Dampfer soll Kontrebände an Bord haben.

Holland organisierte eine ostindische Kolonial-Armee

Und macht große Ankäufe von Kriegsvorräten in den Ver. Staaten.

Los Angeles, Cal., 20. Mai. Mit der Ankunft des Leutnants J. ter Voorten, Flieger-Leutnant in der holländischen Armee hierher, wurde bekannt, daß die holländische Regierung in diesem Lande zwei Wasserflugzeuge von wenigstens 1000 Pfund Tragkraft bestellt hat, die nicht später als am 15. Juli fertig sein müssen.

Leutnant ter Voorten, der in holländischen Indien stationiert ist, sagte, daß Holland eine 40,000 Mann starke Armee in seinen Kolonien organisieren und die Anzahl habe, auch eine Million von 450,000 Mann zu organisieren.

„Es ist kein Geheimnis“, sagte er, „daß Offiziere der holländisch-indischen Armee sich seit einigen Monaten in den Ver. Staaten befinden, um Militärgelehrte, Gewehrpatronen, Maschinengewehre, Kupfer und andere Kriegsvorräte anzukaufen.“

Selbstmord einer jungen Dame in Cleveland.

Cleveland, O., 19. Mai. Eine elegant gekleidete junge Dame, die unter dem Namen Mrs. M. A. Bird, von Detroit, Mich., in einem hiesigen Hotel ein Zimmer genommen hatte, wurde am Mittwoch Abend in herberden Zustand aufgefunden. Drei Stunden später starb sie in einem Hospital ohne wieder zur Bewußtsein gekommen zu sein.

Die junge Dame hatte kein Gepäck; sie hinterließ kein Schreiben und an den Kleider wurde nichts gefunden, was eine Identifizierung hätte herbeiführen können, abgesehen von den Buchstaben „J. M.“ auf einem Taschentuch. Sie war ungefähr 22 Jahre alt.

Die junge Selbstmörderin ist allem Anschein nach Mrs. Mabel Topelzong, 22 Jahre alt von Toledo, O. Die Beschreibung der Toten stimmt mit derjenigen von Mrs. Topelzong überein, die am Dienstag Abend die J. B. C. A. in Toledo, wo sie gewohnt, verlassen hatte. Bei der Toten wurde ein Ring mit den Buchstaben „J. M.“ gefunden und zwei Taschentücher waren mit denselben Buchstaben versehen. Alle anderen Marken, die zu einer Identifizierung hätten führen können, waren entfernt worden. Mrs. Topelzong war als Stenographin in einem Toledoer Habrighgeschäft angestellt.

Selbstmord.

Cleveland, O., 20. Mai. Albert Miller, 51 Jahre alt, wurde am Donnerstag Morgen auf dem Rasen vor dem Hause seiner Frau tobt aufgefunden. Er hatte sich während der Nacht erschossen.

Miller hatte vor einem Jahre seine Frau und sich geschieden. Beide waren lange Zeit im Hospital, kamen aber mit dem Leben davon.

Schiffsnachrichten.

New York, 20. Mai. — Abgeg.: „Kochambou“ nach Bordeaux. „Christiana“ Angenom.: „Ber gensford“ von New York.

Lokal-Bericht

Central Vine Street Business Association.

Der Nominations-Ausschuss der obigen Association hat gestern für die am Dienstag, den 1. Juni, stattfindenden Wahlen die folgenden Kandidaten aufgestellt:

Reguläre Mitglieder: Elias W. Waters, Präsident; Gustav A. Weil, Vice-Präsident; J. C. Schwaiber, Sekretär; G. C. Joehst, Schatzmeister; Louis Gartner, C. Dubert, Edward W. Koelbl, W. Krimpelmann und J. C. Krummeyer, Direktoren.

Unabhängige Mitglieder: Elias W. Waters, Präsident; Albert L. Beck, Vice-Präsident; Oram Augels, Sekretär; G. C. Joehst, Schatzmeister; John Chmann, R. Dirsh, Dr. W. C. Robinson, C. W. Brown und Martin Rosenberger, Direktoren.

Politisches.

— Anwalt George A. Dornette wird in der 24. Ward dem gegenwärtigen Stadtratmitglied Theodore Anders die republikanische Nominierung für das Amt bei der kommenden Primärwahl streitig machen.

Frühlingsfest

Der Vereinigten Sängers am Deforationstag.

O, deutsches Lied, du Hochgelang, Hell klingst du auch beim Gieserflang, Im Gieser Park am Sängertag; Auf, Deutsche all dem rechten Schlag, Mit Frau und Kinder stellt Euch ein, Kommt einzeln oder im Verein.

Wegen der trockenen Sonntage wird das Fest am Deforationstag, Montag, den 31. Mai im Gieser Park abgehalten. Dieser offizielle Feiertag gibt Gelegenheit zu einer Dampffahrt, einer patriotischen am Nachmittag und einer humoristischen am Abend. Die patriotische Feier beginnt mit dem Einmarsch der deutsch-amerikanischen Veteranen des Bürgerkrieges im Gieser Park. Nachdem sie ihre tobtien Kameraden gebührt, beziehen sie neben den Hauptquartieren der Vereinigten Sängers als Gäste der beiden ein Zeltdach.

Die alten Uniformen für den Onkel Sams Uniform erinnern an den großen Anteil der Deutsch-Amerikaner zur Erhaltung der Union und wie viel Gut, Blut und Leben sie dafür geopfert haben. Solche Dankschreiben werden die Zuerkennung und Treue der von Deutschland eingewanderten Bürger für Amerika und wie sie durch diese und ihre Sympathie für die alte Heimat die falschen Freunde der Vereinigten Staaten viel besser durchschauen und vor denselben warnen wie es so spät ist.

Das offizielle Programm am Nachmittage bringt außer den Chorliedern der Sängers eine Ansprache des Herrn Bürgermeisters Speck, des Herrn Richters Wilber und des Kriegs-Turner- und Sängerveteranen Carl Ruhl.

Am Abend ist feucht-fröhlicher Sängerkrieg. Die Vereine, angeführt durch die aufgeführten Batterien mit ihrer sorgfältigen Munition, reitieren im Vortrag ihrer lustigen und humorvollsten Lieder und Gesänge.

Das vollständige Programm folgt nächsten Sonntag, Tages 10 um Eintritt in den Park sind von den Sängern zu beziehen.

Der frisch-fröhliche Krieg.

S., im April 1915.

Als ich vor vierzehn Tagen zum letztenmal zu unseren Stellungen östlich von der Stadt hinausritt, kämpfte der Winter noch mit dem herannahenden Frühling. Noch glänzte in den Wäldern der weiße Schnee, noch war die weite, breite Fläche des Wirtes mit einem Eispanzer bedeckt, aber die helle Sonne sandte schon wärmende Strahlen auf die nimmerliche Erde herab, und ein lauer, warmer Südwind bewegte die dünnen Ähren der Bäume.

Bei Tartak, wo die zwei Seen Perth und Wigun nur durch den schmalen Streifen einer Erhebung voneinander getrennt werden, überlag ich mein Pferd einem Soldaten und machte mich zu Fuß auf den Weg zwischen den Bahnhöfen der Drahtbahnen, die auf der Höhe der Wigunbühnen die ganze Gegend beherrscht, zu gelangen. Bei Leszejemet verließ ich das Festland und ging auf der Eisplatte der Seen weiter. Es trachtete ganz bedächtig, und aus kleinen runden Löchern spritzte das Wasser wie ein Springbrunnen in die Höhe, als sich das Eis unter meinen Schritten bog. Schon wollte ich zurückkehren, als mir ein Pionierleutnant entgegenkam und meine Unschlüssigkeit sehend, lächelnd bemerkte: „Grauen keine Furcht zu haben, das Eis trägt noch sehr gut, wenn es auch unheimlich tracht. Mir heute garantiere ich noch, aber wie es in drei Tagen sein wird, das kann ich nicht sagen, denn, fürchte ich, werden unsere schönen Drahtbahnen, die wir inmitten der Seen so fest aufspannt haben, im Wasser herumschwimmen. Macht aus nichts, wir machen andere, die kein Traunetter fortzuschwimmen wird“ und er zeigte auf die weitgestreckte Hügelkette, die sich entlang den Seen zog, und an deren von Schützengräben durchführter flante Hunderte von Geschäften sich bewegten, emsig arbeitend an den Schützengräben und Drahtbahnen.

Von den uralten Thürmen der Klosterkirche blühte ich umher, weit hinter in das weite Land. Auf der blaugrauen Fläche der Hunderte Seen glänzte der helle Sonnenschein. Dort leuchtet der Kirchturm von Krasnopol mir entgegen, weiter die zwei mächtigen Thürme der Bischofskirche von Sennu. Links davon die Hünen von Gubo. Hier und da erheitert die Luft von dem Dröhnen der Geschütze. Dort in der ferne, nordwestlich von Krasnopol, stehen unsere Truppen im Kampfe mit den Russen, und durch meine Glas sehe ich, wie die dichten Kolonnen von Krasnopol aus sich in östlicher Richtung, Sennu zu, in Bewegung setzen. Es sind russische Verstärkungen, die den Russen, die mit den Unzerigen im Kampfe stehen, zu Hilfe eilen. Es ist ein fortwährendes Dröhnen der Geschütze, das die Luft zittern macht. Hohe Feuerzangen zittern in die Luft hoch hinauf. Überall am Horizont erscheinen die schmutzigen, schwarzen Fontänen der Granatpfeile. In der klaren Luft oben im blauen Himmel hängen die obenberühnten Schwammwolken. Das weißliche

snattern die Maschinengewehre, man vernimmt die kurzen Schläge des Kleingewehrfeuers. Von dort die Schlocht, und hier, ein paar hundert Meter hinter mir, arbeiten Hunderte, vielleicht Tausende Hände an den Vertheidigungswerten, die unser Dörferchen für immer vor dem Einfall der barbarischen Horden, die dort brüllen so viel Leben und Gut mit roher Hand vernichtet haben, schützen soll. Wenn wir nur Zeit haben werden, als das fertigstellen, moran geht diese emsigen Hände arbeiten. Diese unerbittlichen Drahtbahnen, diese Schützengräben und Geschütze. Wenn unsere braven Truppen die immer von neuem und neuem anrückenden Kolonnen der feindlichen Streiter aufhalten werden können, bis hier alles fertig ist!

Als ich gestern nach zweitägiger Abwesenheit vom polnischen Kriegsschauplatz zum erstenmal wieder zur Front fuhr hat sich vieles verändert. Die Frühlingssonne hat die weiße Schneedecke, die bei meiner letzten Fahrt durch das Land noch überall auf den Feldern, in dem Dicht der Wälder lag, verjagt. Grüne Grashalme stecken furchtlos ihr Köpflein aus der graubraunen Erde heraus, wie spüßliche, ob es wirklich schon Frühling werden soll. Die Fieberblätter, die vor ein paar Wochen den Weg säumten, sind verschwunden, und die gelben frisch aufgeworbenen Hügel überall am Wegesrand zeigen die Stelle, wo die verendeten Tiere verachtet wurden. Das ewige Grün der Tannen und Kiefern im unendlichen Augustoweer Wald, den ich in meinem Auto durch die, ist frischer, lebendiger geworden, und zwischen den Zweigen der Bäume schimmert die warme, goldene Frühlingssonne. Sie und die liegen noch im Gieser Park, der sich von den Schützengräben hersehenden Schritten und Wagen als einzige Zeichen des Kampfes, dessen Zeuge dieser Wald war, als das russische sechsundzwanzigste Korps, von den streichen deutschen Truppen verjagt, sich in wilder Flucht aus Suwalki nach Augustowo zurückzog.

Umweil der kleinen Ortschaft Dubowo verläßt ich mein Automobil, da ich in den Waldweg einbiegen muß und die Beschaffenheit dieser Wege nicht für Autos berechnet ist. Doch das Generalkommando des... Armeekorps, unter dessen fürsorglicher Führung wir unsere Stellungen befestigen sollen, hatte bereits alles auf das beste vorbereitet, und als ich mein Auto verließ, finde ich meinen mit zwei kleinen Kuffen besetzten schmalspurigen Landwagen vor, in dem ich die weiteren Weg durch den Augustoweer Wald fahren werde.

Russische Straßen. Ein Kapitel für sich in der Kriegführung auf russisch-polnischen Weiten. Immer das alte Lied, doch immer neu. Was für Schwierigkeiten die russisch-polnischen Wegeverhältnisse unserer Truppen schon während des Winterfeldzuges bereit haben, ist wohl heute jedermann bekannt, doch halte ich es für notwendig, immer aufs neue zu betonen, daß auf dem polnischen Kriegsschauplatz dieser Faktor von ausschlaggebender Bedeutung ist, und zwar in solch einem Maße wie auf keiner der anderen Fronten. Besonders die ungeduldigen Seelen mögen es nicht vergessen, daß die Bewegung der Truppen und des Nachschubes überall dort, wo es keine Eisenbahnen gibt, auf den Straßen erfolgt und so schon alles von der Beschaffenheit dieser Straßen abhängig wird. Im Winter waren diese Straßen, wenn nicht gerade infolge starken Schneetreibens die Wege verweht waren, noch so halbwegs brauchbar. Die Löcher und Furchen in den Chausseen mit Es gleichmäßig bedeckt und sogar die zweifelhafte Wege — Gruntwege — konnten für leichtere Fuhrwerke benutzt werden. Jetzt mit Eintritt der warmen Witterung hat sich das Bild der Straßen auf einmal geändert. Die Chausseen weilen nach der Schneeschmelze meterliche Löcher auf, und die Gruntwege borog sind zu einem kleinen See geworden. Von den Poststraßen und Kreisstraßen wollen wir lieber gar nicht reden. Diese sind nur in die russische Wegetarte, in die, Wajomas doroschnaja tartarompepeltat Koffin — eingeschneidet, aber in der Wirklichkeit bestehen sie, wenigstens jetzt mit dem Eintritt der verächtlichen Regenzeit (Wegetartigkeit), nicht. Wie mir der Chef des Generalstabes des hiesigen Armeekorps erzählte, waren insbesondere die letzten vierzehn Tage für den ganzen Russisch-Polnischen Krieg eine ganz unbeschreibliche Qual. Die Geschütze, Munitionswagen, Proviantkolonnen, blieben einfach so im Schlamm stecken, daß man die Räder überhaupt nicht mehr sehen konnte. Dieser sind in dem Morast vollständig verfunken geworden. Die Erde war bis auf 1.30 Meter gefroren. Wie dann die Sonne diese Eisfläche zum Schmelzen brachte, wurde aus diesen beinahe anderthalb Meter dick gefrorenen Boden ein See aus diesem Schlamm, Wehm und Wasser. Was die Munitionslöcher mußte, um nachschubdienste doch ermöglichen zu können, läßt sich leicht vorstellen, aber es mußte sein. Die Truppe, die in der Feuerlinie liegt, muß essen, und die Munition für Gewehre und Geschütze herbeigeschafft werden, ohne Rücksicht darauf, was für Hindernisse überwinden werden müssen. Diesmal ist uns jedoch die Wit-

terung ein guter Bundesgenosse gewesen. Das hübsig schöne Wetter, der warme Sonnenschein, gepaart mit einem trockenen händigen Westwind, trocknete schnell die Straßen, so daß die gefürchtete Jahreszeit der Wegetartigkeit weitaus nicht so viel zu schaffen machte wie in den übrigen Jahren. Sollte diese für uns so wichtige Witterung anhalten, so werden wohl die Operationen, die bis jetzt durch die schlechten Wegeverhältnisse verhindert wurden, nicht lange auf sich warten lassen.

In der Waldparzelle von Ploezigno bezeuge ich den ersten Soldaten auf meinem bisherigen Wege. Das schöne Wetter macht sich gar erlich bei ihnen bemerkbar. Die Uniformen sind in tadelloser Ordnung, alles rein und blank. Von allen Ecken und Enden des Waldes hört man Gesang entgehen. Die Geschütze sind lachend und fröhlich. Das ist nicht mehr dieser traurige geist- und körperverzehrende Winterfeldzug, den ich durch so lange Monate sah. Das ist der frisch-fröhliche Krieg, von dem ich bisher glaubte, daß er gar nicht mehr sein kann und nur in der Phantasie unserer Vorfahren gelebt hat.

Da ein Wegweiser — „Truppenverbandes I. Regiment Nr. 1.“ — Einige hundert Schritte weiterwärts des Weges sehe ich inmitten des grün-glänzenden Waldes ein kleines, sauber aus rohen Stiefernimmern zusammengebautes Waldhaus. Das Gebäude ist so nett und solide ausgeführt, wie wenn es für lange Jahre geschaffen wäre. Ich trete ein. Das kleine Zimmer ist geteilt von Soldaten, die zum einen Bord verarmt, mit großem Interesse etwas beobachtet, mich in einem großen Lauf annehmend blickend. In der rechten Ecke des Raumes ein sauber gewaschener Tisch und darauf in schöner Ordnung ausgebreitet allerhand medizinische Instrumente. Bernickelte kleine Messer und Scheren, Klammern und Spritzen, Klappen und Verbandzeug. „Geben Sie viel zu thun?“ wende ich mich zu dem anwesenden Arzt, der gerade seine Instrumente ordnet. „Nein, nicht besonders. Meistens nur kleinere Sachen, Verwundungen, die die Leute beim Bau der Schützengräben und Unterstände, Fällen der Tanne und Ziehen der Drahtbahnen sich zuziehen. Nur geitern brachten sie einen schwerwiegenden Anomalie ein: Der arme Herr hatte einen Schrapnell-Wolfrichter bekommen und wurde von sechs-zehn Kugeln durchbohrt. Sein Körper sah aus wie ein Sieb und doch leute der Mann noch bis heute in der Front und schummerte dann schmerzlos ein.“

Als ich einige Minuten später den Chef der Batterie traf, zu dessen Mannschaft der Gefallene gehörte, erzählte mir der Hauptmann, wie es kam.

Bei der Batterie war gerade Feuerpause. Die Russen schossen schon den ganzen Tag unermüdet. Wenn sie auch nicht sehr viel Artillerie hier zu haben scheinen, an Munition mangelt es ihnen nicht, denn sie verschießen eine ganz unheimliche Menge. Viel Schaden haben sie damit nicht angerichtet. Die Mannschaft unserer Batterie ging nach rückwärts, um während der Feuerpause ein wenig auszuruhen, und in dieser Stunde kam ein Schrapnell, prallte an einen Baum an, und die ganze Ladung ging auf den Mann nieder, dessen Leiche ich am Truppenverbandes sah. „Schade um den Mann“, bemerkte der Batteriechef. „Es war mein bester Richtkanonier. Es ist eigenhümlich, daß immer die besten Leute fallen.“

Der beste Richtkanonier und nichts anderes! Wie wunderbar ist dieses Aufgeben der einzelnen Persönlichkeit im Ganzen, nicht der Mann kommt in Betracht, der Mensch als Individuum, sondern einer der Soldaten mit seinen besonderen Eigenschaften, die ihn für das Ganze nützlich und wertvoll machen. Der Peter, Paul, Johann sounds, diesen gibt es hier nicht. Ein guter Koch, ein ausgezeichneter Diktant, ein guter Mann, ein guter Richtkanonier, das sind die Eigenschaften, die dieser unpersonlichen Einzelheit Wert verleihen. Er kommt nur als ein mehr oder minder wertvolles Glied des ganzen großen Organismus in Betracht.

Der Mann aber, der beste Richtkanonier der Batterie wird schon ruhen. Dr. Stephan Steiner, Kriegsberichterstatter.

Was ein Schweizer im Lager in Döberitz sah.

Der Schweizer Dr. Keller-Suermann hat mit Erlaubnis der deutschen Militärbehörden das große Gefangenenlager in Döberitz bei Berlin besucht. Er schreibt darüber in der Neuen Züricher Zeitung am Schluß eines ausführlichen Berichtes:

„Der Döberitz trägt den Sentiments der Entente garke Rücksicht: alles halb und halb. Nach Russen, halb Franzosen oder Engländer. Die Räume sehen besser aus: Franzosen und Engländer haben die Russen maniertlich gemacht, wenn auch die kleinen, lieben Thierchen selbst vor der Zivilisation nicht halt machen, und Tommy und Biowipou blagen. Bei den Engländern wurde ich Unterhaltungsverfahre; doch seltsam tönt die Sprache des Volkes, ich verstehe nichts. Die Leute sehen gut und ganz vergnügt.“

aus, meist tadellos angezogen; sie fahen in die Gänge via Antwerpen direkt in die Gefangenschaft, ohne Strapazen und Schützengräben! Die alten Unteroffiziere sind beinahe Gentlemen. Alle Engländer haben reichlich Geld und Liebesgaben von zu Hause und sind die besten Studenten der Antenne.

In einer Ecke des Lagers haufen die französischen Sous-Offs. Nicht elegant, aber warm und beaglich, Klubbüchlein - Komfort. Bänder stehen auf Kragen, allerlei Kleinigkeiten zerteilen das einförmige Leben. Ein gefangener Kollege empfängt mich freundlich. Er trägt nicht. Die Kunst, des berühmten Berliner Chirurgurgen, hat sein Leben gerettet. Ihn drückt, daß die Seinen, die in Wille wohnen, nichts von ihm wissen; nun ist ihm die deutsche Post nach Wille geöffnet worden, was er dem Hauptmann dankt. Welch anderer Ton hier; dort das demagogisch verzogene Volk, das anwohnt ist, seine Leiden groß und klein in ungeheurer vergrößertem Maßstab in Presse und Parlament geblüht zu finden; in dem während Jahren nur das Bewußtsein des Anpruchs, das Begehren, nie die Pflicht, nie der Wille gefährt wurde. Hier Nordfranzosen aus der Bürgerkriegszeit, ruffisch, unwillig, gerecht auch dem Feinde, der ihnen alles gibt, was er kann, ohne die Verlorung des eigenen Landes zu gefährden; diese heißt, daß der Gefangene nicht ein Gramm mehr verzehre, als zur Erhaltung des Körpers notwendig ist.

Das heißt erreicht wird, sollten mich die Thatsachen noch deutlicher lehren, als es das gute Aussehen der meisten Gefangenen that. Wir gehen zur Kranken - Parade. Der Unteroffizier vom Dienst meldet 51 Mann! 51 Kranke auf 8500 Gefangene! Seit dem August 18 Lodie, beinahe laute Tuberkulose, die hoffnungslos antanzen; das ist das Resultat der Hungerteur. Drum lachte der Hauptmann. Selbstsam ist der Krankenstand. Mehr als die Hälfte Engländer mit Mierentzündung. Der Rest Russen und Franzosen mit Rheumatismus und Lungentzündungen; ein schwerer Fall, ein einziger, den der Tod geschildert hat. Die anderen meist vergnügt und lustig, besonders die Franzosen. Wenn man sie pflegt und hätschelt, sind sie reizend.

Wie lebenswürdig die Leute mit mir plaudern. Das war der Schluß. Wir können ja erzählen, was wir wollen; die Feinde Deutschlands wollen es nicht glauben. Die Deutschen müssen Barbaren sein. Wir deutschen Schweizer aber wollen uns durch Schwärzen des Glauben nicht rauben lassen, daß Menschen unleses Stammes und unferer Art, deren Schwärzen und Töchter zu Tausenden mit uns unter einem Dach leben, mit denen wie gestern noch Seite an Seite arbeiteten, an deren Wissenschaft wir uns näherten, deren Dichter die unfrühen sind, ohne die unser Sein unentbehrlich ist, weil wir mit allem, was außer dem Staate ist, eines mit ihnen sind — daß diese Menschen den Krieg groß und würdig führen.“

Gründliche Kuren.

Nach Bin der Doktor Effenbarts, Vom Dreierbände aufgesetzt. Daß ich, wenn seine Führer trant, Sie heile mit besonderm Trant.

Dem gallefrancken Nicolai Gab ich Karpathenpflanzel. Er war bereit, als sie verblüht; Hat Gift und Galle ausgepudt.

French ordiniert ich, frei nach Rud. St. Nulien gegen Magenbrud. Der Magenbrud ist wegemeht. Da's ihm jetzt an die Nieren geht.

Seebäder auf Gaskipoli Thun Landungsstruppen gut, und viel Auch Kreuzer nach ich, Effenbarts. Die Nachfabri nach zur Höllenfabri. Caliban (im Tag).

Der Godel als Verdräther. Aus St. Angert in der Pfalz wird berichtet: Schluu und doch nicht schluu genug war ein Bauer in unserem Bezirk. Er stand in Verdacht, größte Vorräte an Brotgetreide verheimlicht zu haben, doch bestritt er dies ganz entschieden. Eines Tages kam nun ein Mann auf seinen städtischen Geflügelhof und wollte einen Hahn kaufen. Man wurde auch bald handels-eint, und der Godel wechselte seinen Besitzer. Damit war der Hereinfall fertig, der Hahn wurde geschlachtet, und der mit Brotgetreide gefüllte Kropp diente als Beweis dafür, daß der Bauer seine sämtlichen Hühner mit Getreide fütterte, anstatt es für menschliche Nahrung abzugeben. Bei einer Hausdurchsuchung wurden dann auch größere Vorräte beschlagnahmt, die bei der Getreideaufnahme verheimlicht worden waren. Wie viele werden sich noch in gleicher Weise an dem Vaterland verflüchten?

Nicht nützlich. „Alles Mögliche kann Ihre Lohdier, inarum lernt sie aber nicht das Kochen.“ „Das hat sie nicht nötig; denn ihr Bräutigam lernt es jetzt im Felde.“